

allzu weitgehenden Verbheiten die Wege zu verlegen. Auch alle übrigen Volkstreife werden aus diesem Büchlein helle Freude ernten.

Leinz, Dr Anton, Militäroberpfarrer und Feldgeistlicher. Am Grabe unserer Helden. 8°. (IV u. 26) Freiburg und Wien 1916, Herdersche Verlagsbuchhandlung. 40 Pfg.

Auf einer Pastoralkonferenz von Feldgeistlichen wurde das Fehlen von Stoff für passende Grabreden bedauert. Gibt es doch Priester, die täglich am Grabe reden müssen. Aber auch tiefe Brunnen schöpfen sich mit der Zeit aus. Die Ansprachen von Militäroberpfarrer Dr A. Leinz sind der erste Schritt zur Behebung des beregten Mangels. Sie sind in kernig-gebrängte Ausdrucksweise gekleidet und eignen sich vortrefflich zu geistigen Denksteinen für jedes schlichte Kriegergrab.

Nachfolge Christi des Thomas von Kempen. In gekürzter Form für Feld und Lazarett herausgegeben von Bernhard Schuller. Mit oberhirtlicher Genehmigung. (128) München, J. Pfeiffers Verlag (D. Hafner). In hübschem, feldgrauem Leinenband nur 50 Pfg., ab 12 Exemplaren à 45 Pfg., ab 50 Exemplaren à 40 Pfg.

Reher, H. Zum Siege hin! Unsere Krieger — Gottes Gnadenkinder. Mit kirchlicher und militärischer Druckerlaubnis. Felddbrief. (20) Mergentheim, Verlagsbuchhandlung Karl Ohlinger. 15 Pfg., 100 Stück M. 12.—

Riestroj, Polykarp. Maria vom Siege. Kriegslieb. München, Verlag J. Pfeiffer (D. Hafner). 5 Pfg., 100 Stück M. 3.50.

Reichmann, Joh., Kaplan. Der Herr ist mein Hirt. Vollständiges Gebetbuch für die Kriegszeit im Anschluß an die Heilige Schrift. Mit Genehmigung geistlicher Obrigkeit. 24°. (96) Dülmen i. W., A. Laumannsche Buchhandlung. Geb. 40 Pfg.

Widmar, Dr Konst. Kriegspredigten! Ansprachen und Betrachtungen aus den Tagen des Weltkrieges 1914/15. VI. Bändchen. 8°. (216) Innsbruck 1916, Felizian Rauch. K 2.—

Als Schluß der von Mitarbeitern der homiletischen Wochenschrift: „Haec loquere et exhortare“ verfaßten, von deren Chefredakteur Dr Konstantin Widmar herausgegebenen Kriegspredigten, erschien soeben im Verlage von Felizian Rauch in Innsbruck das VI. Bändchen, enthaltend Advents-, Weihnachts-, Silvester-, Neujahrs- und Fastenpredigten und als Anhang unter dem Titel „Gloria Victoria“ einige Ansprachen zum Friedensfest. Auch dieses neue Bändchen darf besondere Beachtung beanspruchen. Für die kommende Zeit sei besonders auf die Fastenvorträge von Dederichs — Stehlik — Hartmann sowie auf den hervorragend schönen Fastenpredigtzyklus von Josef Weeber, München, „Das Rätsel des Schmerzes — sechs Fastenvorträge“ aufmerksam gemacht.

Kalender für 1916.

Jugendkalender 1916. Herausgegeben von den PP. Benediktinern vom katholischen Verein der Kinderfreunde. Innsbruck, Kinderfreundanstalt. 15 h per Stück.

Kinderfreundkalender 1916. „Der Papst-König.“ Volkstümliche Erörterungen über den Kirchenstaat und die römische Frage. Von P. Andreas Wittmann O. S. B. Innsbruck, Verlag der Kinderfreundanstalt. 30 h.

Kirchliche Zeitläufe.

Von Msgr. Dr M. Hiptmair in Linz.

1. Der Heilige Vater und die evangelischen Sekten in Rom. — 2. Die römische Frage. — 3. Der religiöse Burgfriede. — 4. Missionsleistungen Oesterreichs.

1. Der Heilige Vater und die evangelischen Sekten in Rom. In Rom besteht ein Verein, der den Titel trägt: „Opera per

la Preservazione della Fede in Roma.“ Seine Gründung erwies sich als notwendig nach der Unterdrückung des Kirchenstaates, weil die verschiedenen religiösen Sekten Anstalten trafen, sich in der ewigen Stadt niederzulassen, und sofort eine eifrige Propaganda entfalteten. Besondere Rührigkeit legen die Waldenser und Methodisten an den Tag. Letztere suchen namentlich unter der katholischen Jugend mittels Geldunterstützung und anderer materieller Vorteile Proselyten zu machen. Sie gründeten Erziehungsanstalten und bauten Bethäuser; ihr Haupttempel befindet sich in der Via di XX Settembre, und sie geben eine Zeitschrift „Bilichnis“ heraus, als deren Mitherausgeber der Engländer Witinphil zeichnet. Der Angriff auf die katholische Religion in der Stadt der Päpste und auf den katholischen Charakter derselben ist somit offenkundig und dessen Abwehr ein Gebot der Pflicht. Dieser pflichtgemäßen Aufgabe unterzieht sich der obengenannte Verein. Nun machte derselbe am 21. November v. J. unter Führung seines Vorsitzenden, des Kardinals Pompili, dem Heiligen Vater seine Aufmerksamkeit. Der Kardinal überreichte eine Huldigungsadresse und setzte die Bedeutung des Vereines in einer kurzen Ansprache auseinander, worauf der Heilige Vater folgende Antwort gab:

„Wir wünschen vor allem, daß euer Vorsatz, noch wirksamer zugunsten der Opera zu arbeiten, mit der andauerndsten Sorgfalt darauf sich verlege, anderen die große Bedeutung dieses Werkes bekannt zu machen. Zu diesem Zwecke würde es ja genügen, wenn ihr im Verkehr mit euren Verwandten und Freunden ihnen beherzt die Frage vorlegen würdet, ob sie es wohl, wenn sie einen ihrer Brüder von Uebeltätern, die unversehens aus dem Walde hervorbrechen, überfallen sehen, zulassen würden, daß man diesen armen Bruder all seiner kostbaren Habe beraube. Nein, tausendmal nein, würden eure Verwandten und eure Freunde antworten, eingedenk der Gesetze der Liebe und der Gerechtigkeit. Nun denn, warum möchtet ihr zögern, auf eure Brüder in Rom hinzuweisen, die schlimmeren Räuberangriffen ausgesetzt sind, als es Räuberüberfälle aus dem Walde wären? Wir würden euch unrecht tun, geliebte Söhne, wenn wir annehmen wollten, ihr wüßtet nicht, daß der Glaube ein weitaus kostbarer Gut als alle Erdengüter ist, weil Wurzel und Fundament des christlichen Lebens, weil ohne den Glauben ein Christenmensch Gott nicht gefallen kann, weil man mit sich selbst in Widerspruch kommt, da doch ein Gläubiger ohne Glauben unfassbar ist. Demnach ist eine weitere Darlegung, daß der, der einem den Glauben raubt, sich den Namen eines Räubers geben muß, überflüssig. Aber was tun denn jene Sendlinge Satans, die mitten in der heiligen Stadt Tempel bauen, in denen Gott die wahre Verehrung verweigert wird; die zur Verbreitung der Irrlehren unter dem Volke Pestkanzeln errichten; die gegen die katholische Religion und ihre Diener mit vollen Händen Lüge und Verleumdung austreuen? Diese diabolischen Mächenschaften sind ebenso viele Ueberfälle auf den Glauben der Söhne Roms, um so gefährlichere Ueberfälle, als sie so häufig erfolgen, um so hinterlistiger, als sie nur allzu oft von Vordimitteln irdischer Vorteile begleitet sind. O ihr armen Familien, denen kostenlose Erziehung der Kinder angeboten wird um den Preis ihrer Enttarnung von der Kirche! Arme Kinder, denen Unterstützung für das gebrechliche Alter der Eltern versprochen wird, wenn Eltern und Kinder ihren Namen der evangelischen Sekte geben! Es hat keinen Zweck, die dem Glauben der Söhne Roms drohenden Gefahren noch ausführlicher zu beschreiben: es genügt ja, die Straßen dieser erhabenen Stadt zu durchschreiten, um zu sehen, auf wievielerlei Weise dem katholischen Glauben nachgestellt wird an seinem eigensten

Sitze. Auch ist es nicht notwendig, viel Worte zu verlieren, um die ganze Niedertracht dieser Ueberfälle zu kennzeichnen, eben weil sie auf den Mittelpunkt der katholischen Religion gerichtet sind. O, es ist kein Anlaß zur Furcht, daß etwa die Pforten der Hölle die Uebermacht gewinnen; aber wer möchte trotzdem zunächst nicht den Schaden für diese Stadt beklagen, und dann das Aergernis für die katholische Welt, wenn Luther und Calvin dahinkämen, in der Stadt der Päpste dauernd ihre Zelte aufzuschlagen? Ihr, geliebte Söhne, möchtet es vor allem beklagen, die ihr den wahren Wert des Glaubensschazes zu kennen das Glück habt; ihr, die ihr gleich uns mit Recht diese religiöse Gleichgültigkeit (*indifferentismo religioso*) beklagt, diese Erstlingsfrucht jener ungeunden Atmosphäre, in welcher die Jugend unserer Zeit zu leben gezwungen wird. Aber was hilft da nachträgliche Klage? Man muß im vorhinein den Glauben unserer armen Brüder schützen, man muß im vorhinein verhindern, daß zu ihrem Schaden der verwerfliche Raubzug sich vollziehe. Wir glauben nicht, geliebteste Söhne, daß man unseren Worten den Vorwurf der Uebertreibung machen könnte, wenn wir das Ganze der auf den Glauben der Söhne Roms gerichteten Angriffe ein „wahrhaftiges Räuberwerk“ heißen. Aber diese Verschwörung solcher Räuber muß zunichte gemacht werden durch eine starke Organisation von Verteidigern des Glaubens, und diese besitzt ihr in dem „Werk zur Erhaltung des Glaubens in Rom“.

Diese päpstliche Rede, gehalten vor einem ganz bescheidenen Zuhörerkreis, fand anfangs in Oesterreich keine besondere Beachtung, in Deutschland bemächtigte sich derselben das Wolffsbureau, und dann kam die Presse des Bierverbandes darüber und benützte sie, um politisches Kapital daraus zu schlagen. Unehrlieh und gewissenlos, wie sie seit Kriegsausbruch schon ist, entdeckte sie in ihr eine Kriegserklärung des Papstes gegen den Protestantismus und einen Angriff auf das evangelische Deutschland. So kam denn auch Bewegung in diese Kreise und die diplomatischen Vertreter ermangelten nicht, den Vatikan um Aufklärung anzufragen. Für die Oeffentlichkeit gab zur Beruhigung der erregten Gemüther der Herr Kardinal Hartmann von Köln eine Erklärung des an und für sich ohnehin klaren Sachverhaltes ab und der preußische Gesandte v. Mühlberg erhielt eine solche vom Staatssekretariate selbst, so daß man die Sache für abgetan halten konnte. Wer nach den Regeln einer richtigen Interpretation, nach welcher Gelegenheit, Ort, Zeit und Zuhörerschaft ins Auge gefaßt werden müssen, die fragliche Ansprache beurteilte, mußte sofort finden, daß es unrecht sei, den Heiligen Vater eines derartigen Angriffes zu beschuldigen.

Aber siehe da, auf einmal überraschte uns von Dresden aus eine in der „Frankfurter Zeitung“ veröffentlichte Nachricht, datiert vom 1. Februar, in der es hieß: „Der Papst hat im letzten November eine Rede gehalten, in der er zu einem ‚heiligen Feldzug‘ gegen den evangelischen Glauben, den er einen Sektenglauben nannte, aufforderte. Auch sonst enthielt die Rede Ausdrücke, durch die sich Evangelische verletzt hielten. Wie der Kultusminister heute in der zweiten Kammer mittheilte, hat die sächsische Regierung gegen diese Rede auf diplomatischem Wege Vorstellungen erhoben. Darauf hat der Kardinal-Staatssekretär in einem Schreiben erwidert, Se. Heiligkeit habe nicht den evangelischen Glauben, sondern römische Sekten

und besonders die Methodisten treffen wollen. Der Kultusminister fügte hinzu, der Papst hätte gut getan, sich so auszudrücken, daß Mißdeutungen nicht möglich gewesen wären." Soweit die Nachricht, die uns leider belehrt, daß die Sache noch nicht zur Ruhe gekommen ist.

Der ungewöhnliche Ausfall auf Benedikt XV. müßte wohl auch als Wasser auf die Mühle jener Franzosen betrachtet werden, die im nationalen Uebereifer bei den Deutschen nur Katholikenfeindliches und im Kriege einen Religionskrieg erblicken, welcher Auffassung kein besonnener deutscher Staatsmann eine Stütze verschaffen möchte, zumal nachdem die deutschen Katholiken in ihrem Buche: „Deutsche Kultur, Katholizismus und Weltkrieg“ jene Auffassung so energisch zurückgewiesen haben. Ebenjowenig ladet die heutige Zeit ein, den vom Papste bekämpften Konfessionen Hilfe zukommen zu lassen, da sie der Mehrzahl nach entschiedene Feinde der Zentralmächte sind. Die Haltung des Waldenser Organes „La Luce“ zur Zeit des Kriegsbeginnes wird wohl noch in Erinnerung sein. Ebenso bekannt auch die Nachricht, welche die „Neuyorker Staatszeitung“ aus Baltimore bringt: „In seiner am Dankstagstage in der methodistisch-episkopalen Kirche zu Latonsville gehaltenen Predigt äußerte sich Rev. S. R. Murray in so mißliebiger und gehässiger Weise über den deutschen Kaiser, das deutsche Volk und den Krieg, daß er einen förmlichen Sturm hervorrief, der damit schloß, daß drei Viertel Zuhörer die Kirche verließen.“

Aber jetzt darf jedenfalls angenommen werden, daß wenigstens bei der Diplomatie die Sache erledigt ist; in der Presse zittert allerdings die Erregung bisweilen noch nach. Da werden sogar bald da, bald dort recht starke Töne angeschlagen, zunächst wegen des Wortes *setta evangelica*, das in der päpstlichen Rede vorkommt. Wir dürfen uns darüber mit Recht wundern, weil die Protestanten selber manche christliche Partei mit der Bezeichnung „Sekte“ belegen, die gleich ihnen evangelisch sein will. Das Wort ist ihnen ganz geläufig. Wir verweisen beispielsweise nur auf Reinhold Seeberg, der in seinem Buche: „Die Kirche Deutschlands im 19. Jahrhundert“ gerade die Methodisten als „Sektierer“ bezeichnet und vor den Baptisten und Irvingianern aufzählt. Dann aber auch, weil sie wissen müssen, daß es neunzehnhundertjähriger Sprachgebrauch der katholischen Kirche ist, jede Abzweigung oder Trennung von ihr Sekte oder Häresie zu heißen. Die Wesleyaner oder Methodisten sind das, wollen aber auch christlich und evangelisch sein. Das zweite, wodurch sie sich verlegt

fühlen, ist die Nennung der Namen Luther und Calvin, deren Ge-
zelte der Papst in Rom nicht sehen will. Gewiß mit Unrecht. Wir
könnten sie an Braunschweig und Mecklenburg, ja auch an Sachsen
erinnern, wo man Katholiken oder gar Jesuiten nicht haben will.
Die Bedeutung der Stadt Rom als Sitz des Oberhauptes der katho-
lischen Kirche ist ganz entschieden eine solche, daß das Bestreben auch
Andersgläubigen als selbstverständlich oder doch begreiflich erscheinen
sollte, daselbst die Einheit des Glaubens und der Gläubigen für eine
Notwendigkeit zu halten. Ueberdies steht die Tatsache fest, daß dem
Eindringen der verschiedenen Konfessionen in die Stadt der Päpste
eine ganz andere Absicht zugrunde liegt, als wenn ein paar Reli-
giösen oder Nonnen sich in Sachsen oder Mecklenburg niederlassen
möchten. In Rom tritt im Verein mit den Sekten die Loge auf den
Kampfplatz, um zu vollenden, was sie mit der Unterdrückung des
Kirchenstaates begonnen hat. Der Heilige Vater befindet sich in der
Notwehr wie Deutschland gegen England und dessen Verbündete und
namentlich wie Oesterreich gegen Serbien, Rußland und Italien.
Gerechte, pflichtgemäße Abwehr und Verteidigung des unveräußer-
lichen Erbes der Apostelfürsten ist es, die ihm obliegt, zu der er ge-
zwungen ist. Auch eine der schlimmen Folgen des Verbrechens vom
20. September 1870.

2. Der Heilige Vater, der Krieg und die römische
Frage. Der 4. März hat uns ein neues Friedensdokument des
Heiligen Vaters gebracht, ein neues Zeichen seiner unerschöpflichen
Liebe zur armen Menschheit. In einem Schreiben an seinen General-
vikar erklärt er neuerdings, nicht rasten und ruhen zu wollen in
seinen Bestrebungen, das Ende dieses schrecklichen Mordens herbei-
zuführen.

Nun läßt er nicht ab, auch den kriegführenden Mächten immer
wieder zuzurufen, den Weg der Verhandlungen, den Weg der Ge-
rechtigkeit zu beschreiten und die Gedanken der wechselseitigen Vernich-
tung endlich zu verbannen. Es ist Selbstmord des zivilen Europas,
der sich vor unseren Augen vollzieht. Auch der Heilige Vater sieht
nur zu gut ein, daß der Knoten zu stark verschlungen und zerrüttert
worden ist, als daß er außer mit der Schärfe des Schwertes so
leicht gelöst werden könnte, daher lenkt er die Herzen der Gläubigen
zugleich an eine höhere Macht, der es nicht schwer fällt, das fast
unmöglich Scheinende zu vollbringen: er mahnt die Völker, den All-
mächtigen mit Gebet und Bußwerken zu bestürmen und mit Liebes-
taten an den Witwen und Waisen der Gefallenen seinen Zorn zu
besänftigen; er wendet sich ganz besonders an die christliche Frauen-
welt und empfiehlt den Karfreitag in sinnreichster Weise als den Tag,
an welchem im Andenken an das bittere Leiden des Erlösers und
der schmerzhaften Gottesmutter diese Werke vollbracht werden sollten.
Es ist ergreifend, mitten im unerhörten Waffenlärm die Friedens-
stimme des Heiligen Vaters immer wieder zu hören, seine väterliche

Fürsorge für die Gefangenen und Kranken zu sehen und den Herzschlag zu fühlen, der uns allen gilt. Außer von ihm hörten wir bisher nur von den Angegriffenen, den Zentralmächten, das Wort Frieden aussprechen. Nicht einmal bei den Neutralen kam es ernstlich über die Lippen. In London, Petersburg und Paris lautet die eigentliche Barbarenparole noch Vernichtung, und Italien ist dem berüchtigten Londoner Abkommen beigetreten. Es will gleich Serbien, Montenegro und Belgien am auffallendsten Selbstmord begehen. Schon längst wäre der Krieg beendet, hätte gerade Italien, der Stimme des Papstes folgend, die pflichtgemäße Neutralität gehalten und wäre es nicht so treulos und schmähsch um uns in den Rücken gefallen. Die politischen Kreise Italiens wollen auch jetzt von den Mahnungen des Papstes nichts wissen, ärgern sich vielmehr darüber ganz gewaltig, wie aus einer Korrespondenz des „Temps“ hervorgeht, und behaupten, das, was der Papst tut, heiße den Alliierten und besonders den Italienern ein wahrhaft unheilvolles Ende des Krieges wünschen, die Moral der Armee und des Volkes untergraben, und gerade der Appell an die Mütter, Gattinnen und Schwestern der Kämpfenden erwecke einen besonders ärgerlichen Eindruck.

Der katholischen Welt wird immer wieder aufs neue zum Bewußtsein gebracht, wessen sich der Papst von Italien zu versehen hat. Wir begegnen daher allseits der Aufforderung, die römische Frage mehr als je zu betonen und die Ueberzeugung bis in die untersten Schichten des Volkes zu verbreiten, daß die Lage des Apostolischen Stuhles unwürdig und unhaltbar sei, daß das Garantiegesetz als ungenügend sich erweise und keine rein interne italienische Angelegenheit, sondern eine internationale bilde, daß ein etwaiger Ausschluß des Papstes vom künftigen Friedenskongreß, wie jetzt schon die Feinde planen, eine Beleidigung und Ungerechtigkeit bedeute, daß Freiheit und Unabhängigkeit des Oberhauptes der katholischen Kirche Forderungen des Rechtes und der Gerechtigkeit seien. Es bleibt oberster Grundsatz, daß die Entscheidung über die Art der Lösung der römischen Frage einzig dem Papste zustehen und Zeit und Stunde dieser Entscheidung abzuwarten sind. Nichtsdestoweniger steht es frei, theoretische Erörterungen über dieselbe zu pflegen. Eine solche finden wir in den „Stimmen der Zeit“, in denen Rostitz-Kieneck dahin sich ausspricht, daß es nur eine Möglichkeit gibt: die Lösung nicht gegen und nicht ohne, sondern mit Italien. Das war in der That die Idee des Vaters von Neuitalien, des Camillo Cavour. Cavour trat mit der ihm eigenen Energie und Schlaueit für diese Lösung, die friedliche Lösung, ein. Er anerkannte fortwährend, daß es sich dabei um eine internationale, zweihundert Millionen Katholiken betreffende Angelegenheit handle, daß die Lösung auf keinen Fall eine Knechtung der Kirche bedeuten dürfe. Diese Ueberzeugung sprach er in seinen berühmten Kammerreden zu Turin aus; dieser Ueberzeugung entsprangen die Verhandlungen zwischen ihm und Napo-

leon III. und der Kurie, in diesem Sinne arbeiteten seine Mittelspersonen Pantaleoni und Passaglia. Aber alles scheiterte zwar nicht am guten Willen, sondern an der eisernen Natur der Sache. Ein Dezennium lang wurden die Bemühungen, auf friedlichem Wege zum Ziele zu gelangen, von der Regierung und anderen Personen noch fortgesetzt und Visconti Venosta hatte die Mezzi morali noch auf den Lippen, als er den Vater Cadorna vor die Porta Pia schon marschieren ließ. Der preußische Gesandte Graf Arnim unterstützte geschäftig die Bemühungen. Allein es war unmöglich für den Papst, das Opfer zu bringen.

Die schlimmen Lehren und Erfahrungen von Avignon (und doch war Avignon päpstliches Territorium), die Gefahr, eine Figur im politischen Schachbrett Italiens zu werden, die Rücksicht auf die Empfindlichkeit der auswärtigen Nationen und so manches andere zwangen den edlen Pius IX., seinem italienischen Herzen Gewalt anzutun und die moralische Gefangenschaft im Vatikan zu wählen, um unbeeinflusst zu erscheinen. Wir glauben, diese Vorgeschichte von 1870 nicht vergessen zu dürfen. Möglich, daß seither die Dinge innerlich anders geworden sind. Wir können jedoch vorläufig noch nicht daran glauben. Die italienische Regierung ist ganz entschieden bis heute nicht besser geworden, wie die Londoner Klausel zeigt, die im Vatikan als „Kralle der Loge“ erkannt worden ist. Zwischen Loge und Papst gibt es keinen Frieden. Ob aber jemals eine Emanzipation Italiens von der Loge erfolgen werde — credat Judaeus Apella! In den Vatikan sucht jetzt schon ein Judas einzudringen, der der Regierung und den Logenblättern verrät, was daselbst geschieht und gesprochen wird; den Vatikan und St. Peter umschwärmen jetzt schon Geheimpolizisten, die alles ausspionieren; jetzt schon fordern die feindlichen Blätter, daß alle päpstlichen Aemter und Kongregationen nur mit Italienern besetzt werden sollen und in den Ordenshäusern sich nur italienische Landsleute aufhalten; und wie bemüht man sich jetzt schon, den Papst in Konflikt mit dem Auslande zu bringen und treibt Mißbrauch mit seiner geheiligten Person, mit seinen Worten und seinen edelsten Absichten! Aber warten wir vertrauensvoll ab, bis der Krieg vorüber und die Stunde zum Sprechen für den Heiligen Vater gekommen ist, gedulden wir uns, bis das Schicksal Italiens sich vollzogen hat. Einstweilen aber halten wir vom historischen, praktischen und auch österreichischen Standpunkte aus an der im letzten Hefte ausgesprochenen Ansicht fest.

3. Der religiöse Burgfriede. Es gehört zu den interessantesten Erscheinungen, die der Krieg gezeitigt hat, daß das militärische erfolgreiche Zusammenwirken der Mittelmächte mehr als je auch die Sehnsucht nach religiöser Einheit und Uebereinstimmung erzeugt hat. Einheit entspräche ja ganz und gar der Forderung: Ein Gott, eine Taufe, ein Glaube; entspräche dem Gebete des Herrn: *ut omnes unum sint*; entspräche der Stiftung einer Kirche mit

dem einen Fundament und Oberhaupt. Aber soweit sind wir nicht. Diese innere, wesentliche Einheit hätte zur Voraussetzung die rückhaltlose Unterwerfung unter die Autorität der katholischen Kirche; hätte zur Voraussetzung die Verstopfung des Urquells aller heutigen religiösen Spaltungen, der in der That vom 31. Oktober 1517 zu suchen ist. Und da daran gar nicht zu denken ist, so wird diese Uebereinstimmung ein frommer Wunsch und die heifteste Sehnsucht darnach ohne Befriedigung bleiben. In der That begnügt man sich mit etwas Aeußerlichem und Oberflächlichem: mit dem sogenannten Burgfrieden. Das Wort ist bereits zum Schlagwort geworden, Schlagworte aber werden mehr als Kampfmittel, denn als Zielpunkte angesehen, sie kommen in der Regel als Waffen in Gebrauch. Finden wir diesen Charakter auch im Burgfrieden? Zunächst wohl nicht, insofern mit der Proklamierung desselben beabsichtigt ist, angesichts des gewaltigen Krieges die ganze Aufmerksamkeit, die volle Kraft auf die glückliche Durchführung desselben zu richten und zu verwenden, und alles zu unterlassen, was der Geschlossenheit des Volkes Schaden zufügen könnte. Man braucht auch ohne Herausforderung, ohne zwingenden Grund die Gegensätze nicht zur Sprache zu bringen, und kann so den Burgfrieden wahren. Anders liegt die Sache, wenn man wahrnimmt, was unter dem Deckmantel des Schlagwortes angestrebt wird und zum Teil auch sich vollzieht. In Betracht kommt da nicht das Bestreben, das einige an den Tag legen, eine einheitliche deutsche Kirche, eine Reichskirche, herbeizuführen. Der Versuch scheitert nicht bloß an der treuen Haltung der Katholiken, sondern auch wegen der Grundprinzipien der Andersgläubigen, die ihren Subjektivismus nicht preisgeben. Auch der Vorschlag, den Ausbau der Staatskirche in energischen Angriff zu nehmen, so daß das Staatsvolk zugleich auch das Kirchenvolk werde, verheißt keinen Erfolg, da die Staaten selbst vielgestaltig und wechselvoll sind und der Staat überhaupt keine glückliche Hand hat, wenn er sich in religiöse Dinge mischt. Und somit bringt auch dies keine begründete Beunruhigung. Ebenso wenig stören uns alle Pläne und Vorschläge, denen man begegnet und die auf die Herstellung einer gemeinsamen Volksreligion abzielen. Es ist der Traum derer, die mit Beseitigung jeder Kirche, jedes bestimmten Kultus, jedes festen Bekenntnisses alle Religion in das Gefühl und Gemüt verlegen.

Endlich könnte noch ein Vorschlag Erwähnung finden, der uns Katholiken wohl gar nicht berührt, sondern nur die zahlreichen Richtungen des Protestantismus angeht, und wovon der protestantische Oberkonsistorialpräsident Dr Hermann Bezzel in München schreibt: „Ueber die theologischen Differenzen breitet die große Losung des Gesamtprotestantismus, der gegen alles, nur nicht gegen sich protestiert, die Fahne des Burgfriedens hin.“ So haben wir lauter aussichtslose Pläne und Vorschläge, auf die das Wort des Psalmisten paßt: Nisi Dominus aedificaverit domum, in vanum laboraverunt,

qui aedificant eam. Nichtsdestoweniger kann man sie als Beweis der inneren Unruhe ansehen und der religiösen Gärung sowie des unausrottbaren Bedürfnisses und der Sehnsucht nach der verlorenen Einheit.

Ernster zu nehmen und für gewisse Schichten der Bevölkerung gefährvoller ist eine andere Frucht des religiösen Burgfriedens, nämlich das, was am deutlichsten mit dem alten abgenützten Vers ausgedrückt wird: *Jud und Christ und Hottentot* — Sie glauben all an einen Gott. Wenn in einem der Süddeutschen Monatshefte drei Kriegspredigten, von einem Katholiken, von einem Protestanten und von einem Rabbiner, nebeneinander ohne Bemerkung abgedruckt werden, so regt das diesen Gedanken gleichfalls an. In manchen Feldbriefen, freilich aus der Gegenseite, wird davon mit nackten Worten gesprochen. Der übermächtige Wille zur Einheit, schreibt Fritz Philippi, der die sozialen Schranken überstreckt, ließ sich im gemeinsamen Händefalten nicht hindern durch konfessionelle Einsprüche. Es wird aus dem Felde eine Abneigung heimkehren gegen Kirchlichkeit als Ausdruck des konfessionellen Gegensatzes. Einen konfessionellen Schützengraben mit Drahtverhauen werden unsere Krieger nicht vertragen. Und die gleiche oder eine ähnliche Sprache hören wir bei anderen. So wird also von einer überkonfessionellen Gemeinschaft geträumt und gesprochen und von einem Himmelsdom, unter dessen Wölbung sich wie die Kirchenbänke im Gotteshaus die einzelnen Konfessionen lagern. Aber Ueberkonfession oder Ueberreligion ist ebenjowenig Religion wie Uebermut echter Mut und Uebermensch richtiger Mensch genannt werden kann. Der Same zu diesem Widersinn ward schon längst ausgestreut; im Kriegsfeuer reißt er nur schneller heran. Schon längst empfahl man in gewissen Kreisen, alles Trennende mit dem Mantel des Stillschweigens zu verhüllen und nur das Gemeinsame zu betonen, empfahl im Interesse der Arbeitsgemeinschaft die wesentlichsten Gegensätze zu unterdrücken, wobei man nach der Meinung des Bonner Kirchenhistorikers Karl Sell sich das subjektive Recht vorbehalten kann, seine Religion für das wahre oder das beste Christentum zu halten, wie ja auch so ziemlich jede Nation sich für das beste Exemplar der Menschheit hält. Demnach möchte man die Zeit vor mehr als hundert Jahren zurückrufen und die Entschlafenen der „Aufklärung“ aus den Gräbern holen. Ob man daran denkt, daß auf den Bäumen jener Periode keine goldenen Früchte glänzen und ihre Gärten keine Tugendblumen zieren, auf ihren Aeckern kein Weizen heroischer Taten sproßt, vielmehr überall leere Scheunen und leere Säcke waren und Kirchen und Altäre verwilderten und verfielen, sei dahingestellt. Aber der Liberalismus, der zwei Menschenalter soeben beherrscht hat, war der beste Novizenmeister für die Jünger dieser Geistesrichtung. Er verstand es, aus Christen Menschen zu machen, die sich jetzt in seinem logischen, schrecklichen Schlußakt, wofür wir den Weltkrieg halten, unmenschlich

zerfleischen; er verstand es, nach dem 1906 ausgesprochenen Wunsche Briands vielen die Ueberzeugung einzulösen, daß sie die Gottheit in sich tragen, ja selbst Gott sind, nachdem sie vom Drucke der Mysterien und Dogmen befreit worden, und diese mächtigen Götter verstehen es jetzt, die Welt aus den Angeln zu heben. Wir dürfen uns nicht täuschen lassen. Die heutige Welt will es machen, wenn auch in anderen Formen und mit anderen Werkzeugen, wie das alte heidnische Rom es gemacht hat, das die Götter jeder Nation und Provinz anerkannte und verehren ließ, die Christen aber, das sind die Katholiken, als Atheisten ans Kreuz schlug oder den wilden Tieren vorwarf, wenn sie Christum als ihren Gott bekannten und anbeteten. Zur Bezeichnung der Sache selbst, die ins Dasein gerufen oder gefördert und zur allgemeinen Herrschaft gebracht werden soll, werden nicht mehr die alten Worte „Aufklärung“, „Liberalismus“ und dergleichen gebraucht, sondern ein Wort, das schon längere Zeit bis zum Ueberdruß uns in die Ohren gerufen wird, das als echtes Schlagwort nichts- oder alles sagende Wort „Kultur“. „Es gilt die Pflanzung einer neuen christlichen Kultur“, hatte Dr Sell vor acht Jahren geschrieben, und inzwischen ist die Entwicklung dieser Pflanzung bis zur neuen Kulturreligion fortgeschritten. Das Wesen dieser Religion wird man am richtigsten erfassen, wenn man die Heiligen — man verzeihe uns den Gebrauch dieses Wortes — oder die Kirchenlehrer derselben sich vor Augen stellt. Es sind die deutschen Philosophen und Dichter, insbesondere Kant und Goethe, aber auch andere. Mehr Lessing und Kant, ruft Dr Pfannkuche in einem Artikel „Ueber die Möglichkeit eines konfessionellen Friedens“ in der „Frankfurter Zeitung“ aus, und Hunderte sagen es mit ihm. Nun sollte man es doch für ein Gebot der einfachsten Logik halten, daß, wenn es sich um Christentum handelt, der Apostelruf erhoben würde: Hic est, der ist es, den Gott zum Christus gemacht hat und auch zum Herrn; man soll erwarten, daß man „Mehr Christus“ verlangen würde. Aber nein, es heißt: Mehr Lessing und Kant! Wir erschrecken vor einem solchen Verlangen und finden es unbegreiflich, aber wenn wir bedenken, was der schon zitierte Sell mit anderen sagt: „Das eine dürfte jedenfalls klar sein, daß innerhalb eines jeden der beiden Religionsysteme (Katholizismus und Protestantismus) die gleichen Größen und Güter, an die sie gemeinsam glauben: Gott, Christus, Erlöser, Reich Gottes, Zeit und Ewigkeit, einen prinzipiell ganz verschiedenen Inhalt haben“ — dann werden wir uns kaum mehr darüber wundern. Nur die katholische Religion hat ihre Natur und Wesenheit gleich der tausendjährigen Eiche bewahrt, alle anderen Abzweigungen haben sich innerlich und äußerlich umgewandelt und verstehen darum auch die alte Muttersprache nicht mehr.

Der Belletrist und Bibliothekar von Wolfenbüttel gilt als Vater des konsequenten rationalistischen Protestantismus und „Nathan der Weise“, in welchem er seine viel verschlungene religiöse Entwicklung

zum Abschluß gebracht, kann die gedruckte Predigt des Indifferentismus genannt werden, daher wird er nicht mit Unrecht als Lehrmeister der modernen Kulturreligion hingestellt. Was aber Christliches bei ihm, der die Bibel ein Elementarbuch für Kinder geheißen, übrig bleibt, mögen andere bestimmen — wohl nicht mehr als die Larve. Höher eingeschätzt als Lessing wird der Philosoph von Königsberg. Gegen seinen kategorischen Imperativ, von dem angeblich die Deutschen Energie und Pflichtgefühl haben, kann nach moderner Darstellung der Dekalog mit seinen „Du sollst“ nicht aufkommen. Es tritt um seine Person eine Preistreiberei zutage, die schon strafbar ist. Aber sei dem, wie ihm wolle: Maß und Norm des Christentums ist auch Kant nicht, der gleich allen Philosophen seiner Zeit die übernatürliche Offenbarung verwarf, die religiösen Uebungen verächtlich machte, das Gebet einen abergläubischen Wahn nannte, den Glauben des tungusischen Schamanen und des europäischen Prälaten wohl in der Manier, aber nicht im Prinzip als verschieden erklärte, der mit einem Worte das volle Wesen des Christentums nicht erfaßt hatte. Wir jagen daher kaum zu viel, wenn wir betonen, daß der religiöse Burgfriede von manchen dazu benützt wird, das Christentum seines Wesens, seines Goldschatzes zu berauben, und ein glattes Kulturheidentum herzustellen, dem die sogenannten Intellektuellen ohnehin schon vielfach verfallen sind.

4. Missionsleistungen Oesterreichs. Wenn von Missionsleistungen die Rede ist, so darf auch die „Theol.-prakt. Quartalschrift“, ohne unbescheiden zu sein, ein Wort mitreden. Und es ist und war in jüngster Zeit von Missionsleistungen die Rede. Dabei kam Oesterreich nicht am besten weg und von der Quartalschrift, die der Ueberzeugung sein darf, doch auch ihr Scherflein beigetragen zu haben zur Förderung der Missionen, geschah überhaupt von niemandem und nirgends Erwähnung. Wir haben demnach das gute Recht, oder eigentlich die Pflicht, der Zeitschrift die gebührende Anerkennung nicht nehmen zu lassen. Seit dem Jahre 1882, also seit der Zeit ihres Aufblühens, bringt sie Hest für Hest Artikel über die katholischen Missionen. Der erste, welcher auf Anregung der damaligen Redaktion Josef Schwarz und Dr Otto Schmid die Arbeit auf sich nahm, war der regulierte Chorherr Raimund Schickl aus St. Florian. Nach dessen frühzeitigem Tode führte der Benediktiner P. Edmund Hager von St. Peter in Salzburg das begonnene Werk fort, und nach ganz kurzer Unterbrechung kam es im Jahre 1885 in die Hand eines Mannes, des Kooperators zu St. Joseph in Linz und nachmaligen Stadtpfarrers und Dechantes in Schwanenstadt Johann Cv. Huber, der mehr als zwei Jahrzehnte mit ebenso großem Geschick als Fleiß über die Erfolge in den auswärtigen katholischen Missionen berichtete. Die originelle Schreibart Hubers fand großen Anklang und seine Aufsätze, die Hest für Hest erschienen, haben gewiß bei den vielen Tausenden und Tausenden von Lesern aus dem Klerus

die Missionspflicht rege erhalten und den Eifer für die Betätigung auf diesem apostolischen Arbeitsfelde gefördert. Nach Huber übernahm Professor Kittligko in Ried diese Aufgabe und löst sie mit gleichem Erfolge. Die Redaktion war von Anfang an bis heute auch bemüht, Geldbeiträge in Empfang zu nehmen und den Missionen zuzuführen, und hätte sie die Bitten und Dankfagungen der Missionäre gesammelt und zusammengelegt: es würde ein schönes Buch und herrliches Denkmal abgeben. Die Summen, die auf diesem Wege in die Missionen geleitet worden sind, finden sich in anderweitigen Ausweisen nicht gezählt, sowie auch manche Gabe, die gespendet worden, auch nicht immer in der Zeitschrift eingetragen, aber an den Bestimmungsort abgeliefert worden ist. Wir sind natürlich nicht imstande, einen ziffermäßigen Ausweis des Ertrages, der der Zeitschrift zum Verdienst einzustellen ist, zu liefern, aber geleistet hat diese österreichische Zeitschrift direkt und indirekt für die Missionen auch etwas. Honor, cui honor!

Wir können es nicht unterlassen, noch einer Stimme Erwähnung zu tun, die sich im „Echo aus Afrika“ Nr. 3 l. J. vernehmen läßt und zur Ehrenrettung Oesterreichs dient. Gräfin Ledochowska schreibt daselbst zur Frage: „Ist Oesterreich wirklich so rückständig hinsichtlich der Missionsleistungen?“ „Vor kurzem wurde in einem in Wien gehaltenen öffentlichen Missionsvortrage geltend gemacht, es sei das, was bisher von Oesterreich für die Missionen geleistet wurde, nicht entsprechend der Stellung, die Oesterreich-Ungarn in der Christenheit einnimmt. Zur Erhärtung dieses Vorwurfes wurden kleinere Länder angeführt, wie Belgien und Lothringen, wo für den Glaubensverbreitungsverein 400.000 Kronen und für den Kindheit Jesu-Verein 200.000 Kronen eingingen, während Oesterreich-Ungarns diesbezügliche Beiträge zu gering seien. Endlich wurde sogar die französische Schrift ‚La guerre allemande‘ ins Treffen gebracht, welche heftige Anklagen gegen Oesterreich in Bezug auf die Missionswerke erhebe und diesen Rückstand als einen Beweis ansehe für die Abgelebtheit der Religion in Oesterreich.“ Die edle Gräfin weist diese Angriffe mutig zurück und zeigt erfolgreich, daß die direkten sowie die indirekten Leistungen des Kaiserstaates nicht so gering anzuschlagen sind. Oesterreich hat speziell in Afrika zwei Missionsunternehmungen errichtet: die Mission in Sudan und Mariannhill in Südafrika. Oesterreichische Missionäre wirken im Zambesi und auch in anderen Stationen, wobei zu bemerken ist, daß es ohne den politischen Strahlenglanz geschieht, da Oesterreich keine Kolonien besitzt. Wie jegensreich die St. Petrus Claver-Sodalität wirkt, darf nicht verschwiegen werden, ebenso die stets zunehmende Tätigkeit des Werkes der Glaubensverbreitung, des Kindheit Jesu-Vereines, des Marienvereines, des Mariä Empfängnis-Vereines und anderer, so daß die halbe Million, die Oesterreich aufbringt, den paar Millionen anderer Länder ebenbürtig zur Seite gestellt werden darf. Bei den Kolonial-

staaten darf nicht außer acht gelassen werden, daß die Missionen auch im Interesse der Politik des Heimatlandes arbeiten und vom Staate unterstützt werden, was bei einem kolonielosen Staate wie Oesterreich nicht der Fall ist. Auch ist zu bedenken, daß der Missionsgedanke nicht bei allen Nationen gleich lebendig ist, so daß auch bei dem polyglotten Kaiserstaate der Umstand ins Gewicht fällt. Auch das darf, meinen wir, nicht übersehen werden, daß abgesehen von den eigenen Landesbedürfnissen bei uns der Bonifatiusverein eifrig gepflegt wird, und ebenso manche Gabe nach Bosnien wandert. Und in manchen Städten sitzen Sammler für Missionen, z. B. der Trappisten, deren Erfolge gleichfalls nicht veröffentlicht werden. Ganz besonders aber möchten wir hervorheben, daß Seine Majestät unser Kaiser Franz Joseph ein hervorragender Wohltäter der Missionen ist. Der Öffentlichkeit werden diese Leistungen allerdings nicht mitgeteilt, aber wir wissen, daß die Welt staunen würde, wenn sie die Größe derselben in Erfahrung brächte. Indem wir diese Zeilen zu unserer Ehrenrettung niederschreiben, wünschen wir zugleich, daß der Eifer für die katholischen Missionen immer mehr und mehr zunehme und auch dort eindringe, wo er bisher nicht zur Herrschaft gelangen konnte.

Linz, 5. März.

Zur römischen Frage.

Von Dr. Josef Massarette in Luxemburg.

Die römische Frage ist heute brennender als je. Es genügt nicht, mit 60.000 Mann und viel Artillerie sich einer alten, kaum verteidigten Stadt zu bemächtigen, mit bewaffneter Hand ein Plebiszit zu organisieren, den König in einer päpstlichen Residenz, die Parlamente in päpstlichen Palästen, die Ministerien in Klöstern unterzubringen, ein sogenanntes Garantiefesetz zu machen und in allen Tonarten zu feiern, z. B. wie Ruzatti es getan, als „Monument, würdig der alten lateinischen Weisheit“. Bei der römischen Frage handelt es sich nicht um ihrer Natur nach zufällige und der Verjährung unterworfenen Rechte und Tatsachen, wie wenn Dynastien oder Konstitutionen sich verändern, abwechseln, sondern um den Konflikt eines einzelnen Staates mit einem universalen Prinzip göttlichen Ursprunges, welches die ganze zivilisierte Welt anerkannt hat, dem Prinzip der Unabhängigkeit der katholischen Kirche und ihres Oberhauptes. Ein solcher Konflikt erlischt nicht von selbst im Laufe der Jahre. Einen klaren Blick bewies der Abgeordnete Domenico Carutti, als er am 27. Jänner 1871 bei der Garantiefesetz-Debatte im Parlament zu Florenz seinen Kollegen zurief: „Die römische Frage wurde nicht am 20. September entschieden, die römische Frage hat an jenem Tage vielmehr begonnen; sie bleibt offen und unentschieden!“

Und sein Kollege Toscanelli sagte am folgenden 9. Februar bezüglich des Garantiefesetzes: „Hier handelt es sich nicht um ein Ding mit Kopf